

**Auszug aus einem in Arbeit befindlichen Roman mit dem Arbeitstitel
„indian summer“**

2014 – Maine

„Komm her“, sagte meine Mutter am Telefon, „schnell. So schnell du kannst.“ Ich fuhr hin, brauchte zu lange.

Sie war so klein geworden. Meine Großmutter Anna. Klein und zart. Alles war von ihr abgefallen, jede Schwermut, jeder Schmerz, in den feinen Linien ihres Gesichtes eine seltsame Entspantheit, als könne endlich nichts und niemand mehr ihr etwas abverlangen, als sei sie angekommen, wo auch immer. Ich fand sie schön.

Wir streiften ihr das Kleid über, das seit Wochen an ihrem Schrank hing. Ein schwarzes Seidenkleid, immer noch roch es leicht nach Mottenkugeln, es hatte unverkennbar etwas Europäisches an sich, etwas Bäuerliches. Sie passte ganz leicht hinein.

„Verbrennen müsst ihr mich“, hatte sie mir beim Osterbrunch gesagt, völlig unvermittelt, als wir nebeneinander an der Kaffeetafel saßen, die Kinder um uns herum lärmten und meine Mutter ihren neuen Mann vorgestellt hatte.

„Und dann bringst du mich heim. Du wirst wissen, was zu tun ist.“

Ich schaute sie erschrocken an. „Was redest du denn“, wollte ich sagen, „ich brauche dich noch. Es ist zu früh zum Gehen.“ Aber ich sah in ihren Augen, dass wir nicht mehr aufschieben sollten, dass wir reden mussten.

„Heim“, fragte ich, „heim? Das ist doch hier“, und spürte, wie meine Kehle eng wurde. Sie legte ihre Hand auf meine, ihre Augen glänzten. „Ja“, sagte sie leise. „Ja, mein Mädchen, aber es gibt noch ein anderes Daheim, eines mit ganz alten Rechten.“

Ich nickte. Sie lächelte und drückte meine Hand. „Ich weiß, du wirst es gut machen“, sagte sie.

Später nahm sie mich mit in ihr Schlafzimmer und holte das Kleid aus einer Schachtel ganz hinten im Schrank. Mit vorsichtigen Händen fuhr sie darüber. „Mein Hochzeitskleid“, sagte sie leise und ich begann zu staunen. Was wusste man von seinen Eltern und Großeltern? So wenig. Nichts.

„Darin hast du meinen Großvater geheiratet“, fragte ich, „den Max?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie und ihre Stimme war wie ein Schlieren, ein Weinen, „nein. Ich konnte den Max nicht heiraten, ich war schon verheiratet.“

„Was?“ Ich konnte es nicht fassen. Sie wandte sich mir zu und nahm mein Gesicht ihre Hände. „Ja“, sagte sie, „so ist das. Und wenn ich nicht mehr bin, fährst du da hin, in die alte Welt. Da wirst du alles finden, was du wissen willst.“

Sie lächelte unter Tränen, ich weinte mit.

„Du musst es mir anziehen“, flüsterte sie und ich hielt sie ganz fest und hatte doch Angst, dass sie mir aus den Armen glitte. „Ich muss es ein letztes Mal tragen, das bin ich ihm schuldig, dem Karl. Wir haben doch alle nichts dafür können.“

Ich nickte. Was wissen wir? Nichts.

Was ich erinnern werde? Später? In Jahren?

Die weiche faltige Wärme ihrer Haut, wenn ich meine Hände an ihr Gesicht legte.

Ihr Akzent. Manchmal sprach sie deutsch mit mir, diesen Dialekt, den ich kaum oder gar nicht verstand, aber sie strich mir über den Kopf dabei und lächelte, und ich wusste, ich musste sie nicht verstehen, es war nicht wichtig, ich musste nur da sein und zuhören.

Ihre Angst vor dem Meer. Dass sie nicht schwimmen konnte. Dass sie es nie lernte. Ich bin ein Bergkind, sagte sie, ein Hügelkind, die scheuen das Wasser. Und trotzdem wollte sie immer wieder hin, ans Ufer, ans Meer, das Wasser sehen, die Wellen, die Weite. Sie schaute darüber hinweg, als sähe sie . . .

„Was siehst du“, hab ich sie einmal gefragt, „was siehst du dort am anderen Ufer?“

Sie schaute mich an und schüttelte den Kopf und in ihren Augen lag eine so tiefe Traurigkeit, dass es mir die Kehle zuschnürte. „Nichts“, sagte sie, „mein liebes Mädchen, nichts sehe ich dort. Und wenn ich mich umdrehe zu dir, dann sehe ich dich.“

In den späten Jahren erschien sie mir oft wie eine Person aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt; und so war das auch, sie war aus einer anderen

Welt gekommen und je älter sie wurde, desto mehr kehrte sie dorthin zurück. Und endlich fiel mir auf, wie wenig ich wusste, ich, die ich eine Chronistin war, eine Schreiberin, eine, die Geschichten erfand. Wie hatte ich übersehen können, dass da eine Geschichte praktisch vor meiner Türe lag und danach schrie, erkannt zu werden. Schäbig kam ich mir vor. Und wollte endlich zu fragen beginnen und meiner Angst Herr werden. Meiner Angst vor den Antworten, was im Krieg gewesen war, davor, danach, was sie getan hatte, was nicht, das Richtige, das Falsche, zu viel, zu wenig, dass sie weggegangen war, warum, weshalb.

Sie wollte nicht reden. Sobald sie spürte, dass ich mein Fragen beginnen wollte, entschwand sie. Irgendwohin, wo man sie nicht mehr erreichen konnte. Da habe ich gespürt, es geht nicht, keine Fragen, keine Antworten, man darf nicht rühren an ihr anderes Leben. An Europa, an Österreich, den Krieg, das Leben auf den Höfen, die Kargheit, die Einsamkeit.

1947 – Oberösterreich

Anna wusste, dass Max sie liebte. Dass er von Anfang an rettungslos in diese Liebe hineingefallen war. Dass er sie lieben würde bis zum Ende. Sie liebte ihn nicht. Nicht vom ersten Augenblick an. Sie liebte die Nähe, die es zwischen ihnen gab. Sie liebte die Art, wie er sie berührte, die Art, wie seine Hände sich auf ihren Körper legten. Dass sie ihm alles sagen konnte. Dass er ihr zuhörte, wenn sie vom Hof sprach, von Oskar, von der Zukunft, was mit Karl war, tot oder doch noch am Leben, ob er wieder kann, wie so mancher Vermisste wiedergekommen war, was dann würde.

Sie liebte seine Hände und dass seine Finger nach Tabak rochen und rau von der harten Arbeit waren, sie legte ihr Gesicht hinein, schloss die Augen und vergaß alles ein wenig. Das tat so gut.

Sobald die Dunkelheit dicht wurde, huschte sie pochenden Herzens über den Hof, Nacht für Nacht, klopfte, wartete, dass die Tür sich öffnete, sah ihn. Endlich. Ihn ganz allein. Ohne alles andere um ihn herum, den Hof, die Arbeit, die Leute. Nur ihn. Schaute ihn an und konnte nichts sagen. Spürte Weinen hinter den Augen. Weil er sie berührte im Innersten. Was sie wieder

und wieder erschreckte. Darum schwieg sie. Grüßte nicht, sagte nichts, ging an ihm vorbei in die Kammer in sein Bett. Das noch die Spuren vom letzten Mal trug, die Spuren der vielen Male. Sie legte sich hin. Wartete.

Er kam nicht immer gleich. Manchmal blieb er stehen in der offenen Haustür, rauchte eine Zigarette, fragte sich ...

Manchmal wartete sie lange, aber irgendwann kam er, öffnete die Tür, lehnte sich dagegen, schaute nach ihr. Weiß leuchtete sie durch die Dunkelheit. Wie Schnee, dachte er jeden Mal, wie frischer Schnee in der Nacht leuchtet sie mir. „Du bist schön“, sagte er leise, wenn er sich neben ihr niederließ, „so schön.“

Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und zog es an seines heran. „Schau mich an“, flüsterte er und sie tat es, schaute ihn an. Seine Augen hielten sie und sie ließ sich los. Immer war es ein Versinken. Immer eine Weichheit, als fiel nichts so sanft zusammen. Und so war es. Nichts, nichts sonst fiel so sanft zusammen. Sie schiefen miteinander wie Schneegespinnste. Er in ihr. Ihre Beine um ihn geschlungen. Ein Warten dann. Oft ein Warten. Hin und wieder ein Seufzen, wenn er leise sich bewegte, leise, wie der Flug einer Wimper, leiser noch. Er schaute in ihr Gesicht, in ihre Augen, sah die Iris, veilchenfarben, sah ihr blondes Haar, ihren offenen Mund, sah, dass eine Träne über ihre Wange lief, ins Kissen tropfte, sah die feuchte Spur, die sie hinterließ, spürte hinein in sie, die ihn dunkel umhüllte, spürte, dass sie ganz bei ihm war, lauschte ihrem Seufzen, ihrem Atmen, keine Worte, keine Worte in diesen Augenblicken, erst später, danach, wenn einer am anderen lag, atemlos, schweißgebadet, glücklich, frei, leicht ... dann ... dann flüsterten sie. Einander zu. Einander in die Haut. Einander in die Ohren. Den Mund. Dann erst wieder. „Du machst mich so froh. Dein Schwanz in mir. Es tut so gut. Du bist so nass. Gib ihn mir. Dass ich versinke. Du machst mich hilflos. Ich liebe dich. Lass es nie aufhören. Ich liebe dich.“

“ Er schaute sie an. Seine braune Haut an ihrer weißen. Sie lag an ihm mit geschlossenen Augen. Er wusste, gleich würde sie sie öffnen und ihn fragen, was er denke. Was er denke, wenn er sie so sehe mit geschlossenen Augen. Er würde nichts darüber sagen. Er würde lächeln, den Kopf schütteln und leise murmeln: „Ich habe die einfach nur angesehen.“

Er würde ihr nicht sagen, dass er ihre Gedanken sah hinter der Stirn, ihre Müdigkeit, ihre Erschöpfung, die Tränen, die sie später weinte auf dem Weg zurück zum Hof, weil es das letzte Mal gewesen sein würde, sie und er, das letzte Mal.

Aber es war nie das letzte Mal. Weil sie immer wieder kam. Immer wieder. Weil sie musste. Hingehen in diesen Sturm, in diesen Wind, der sie zärtlich umfasste das eine Mal und wild verwehte das andere. Weil sie immer wieder kam. Ohne Frage. Ohne Antworten auch. Weil nichts galt, wenn sie zusammen waren. Weil alles Brüchige zerfiel und erst wieder erstand, wenn sie sich trennten. Wenn die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen war, wenn er sich eine Zigarette anzündete, wenn sie auf dem Weg zurück zum Hof sich umdrehte und in der Dunkelheit das Glimmen seiner Zigarette sah. Nichts zählte, nichts war von Bedeutung, kein Kompromiss, kein Wenn und Aber. In den seltenen Nächten, wenn sie länger blieb, er einzuschlafen begann, die Kerzen, die sie, einer kleinen romantischen Stimmung schuldend, angezündet hatten, heruntergebrannt waren, betrachtete sie ihn auf den Arm gestützt, hütete ihn wie einen Augapfel, behütete seinen Schlaf, seine tiefen Atemzüge, seine leisen Schnarchgeräusche, schmiegte sich an ihn wie an einen Halt, suchte ihn wie einen Halt.

Sie wusste, es würde seine Stimme sein, sein Ton, wenn er sagte „meine Schöne“, seine Stimme und der Tonfall, wenn er das sagte, was sie am meisten vermissen würde, wenn es dann einmal vorbei war. Doch. Sie liebte ihn auch. Von Anfang an. Rettungslos.

2014 – Oberösterreich

Nicht Hans, nicht Georg oder Jakob. Oskar. Ich weiß es jetzt. Ihr Sohn, den sie verlassen hat, als er gerade acht geworden war, heißt Oskar. Hätte sie es nicht getan, gäbe es mich vermutlich nicht.

Der Hof liegt abschüssig, unterhalb der Wald, der Weg, der darin verschwindet. Ich staune, denn ich erkenne alles wieder. Ihre Aufzeichnungen sind so klar, so geradlinig. Jede Kehre hat sie beschrieben,

jede Kurve, den Weg durch den Wald, den Nachbarhof am Waldrand, den Blick auf die Donau, das Tal, das Dorf.

Der Schnee liegt länger hier auf dem Berg, nicht wesentlich, aber doch. Ich werde ihm bald gegenüber stehen. Nein, nicht Oskar. Konrad, seinem Sohn, ihrem Enkel. Wir haben telefoniert, ich mochte seine Stimme, er war überrascht, wusste von nichts. Amerikanische Verwandtschaft? Nie davon gehört.

Es hat mich nicht erstaunt, ich habe ja auch nichts gewusst. Auch Anna hat ihr Leben lang geschwiegen und nach der ersten Überraschung habe ich zu ahnen begonnen, warum. Hätte nicht Traurigkeit sie rettungslos überschwemmt, wenn sie von ihm gesprochen hätte? Musste sie diesen Sohn nicht im tiefsten Inneren ihres Herzens und ihres Denkens verschließen, um weiter leben zu können? Für ein anderes Kind? Einen anderen Mann?

Diese Bilder des Verlassens, ich versuche sie mir vorzustellen, immerwährende Nadelstiche, eine Landkarte der Verzweiflung. Der Junge, gerade acht geworden, stand in der Haustür wie ein Fragezeichen, wie ein Klagezeichen, spürte wohl, dass sie fortwollte, dass es ums Leben ging, um seinen, um ihres, um das seines Vaters, der ihm so fremd war, immer noch, der lange im Krieg gewesen war, und nun? Wollte die Mutter gehen? Auch in den Krieg? Was war in der Tasche? Was trug sie fort? Warum hatte sie diesen Mantel an, den sie doch nie trug, nur an Sonntagen, wenn sie den Berg hinunter in die Kirche gingen. War heute Sonntag? Warum nahm sie ihn nicht mit? Mama, ruft er, Mama!

Sie antwortet nicht, sie bleibt nicht stehen, sie geht weiter. Mama, schreit er, Mama!! Du gehst, Mama, wohin, wohin gehst du, was hast du in der Tasche, Mama, du nimmst mich nicht mit, warum nimmst du mich nicht mit, nimm mich doch, nimm mich doch mit!

Aber die Mutter schüttelt den Kopf, wendet sich ihm zu und wieder weg, erstickt ihr Weinen, um es dem Kind nicht zu zeigen, geht. Es kommt hinterher, schreitschreitschreitweint. Mama, wo gehst du hin, was ist in der Tasche, Mama, ich fürchte mich, Mama, bleib, Mama, nimm mich mit, Mama, bleib. Mama!

Immer wieder reißt Oskar sich los von der Hand seines Vaters, von der Hand der Großmutter, stürzt der Mutter hinterher, umklammert sie, dass sie endlich stehen bleiben muss, drückt sein Gesicht in den Mantel, spürt endlich ihre Hände wieder auf seinem Kopf, in seinem Haar, wie gut das tut. Wie gut!

Aber die Mutter hält ihn nur kurz, nur für den Bruchteil eines Augenblicks, zwingt seine Arme von sich los, schüttelt den Kopf, scheucht ihn zurück in die Arme seines Vaters. Der nimmt ihn ohne Freude, aber mit festem Griff, zwingt das brüllende, zappelnde Kind zur Ruhe, übergibt es der Großmutter. Und Anna stolpert abwärts dem Weg durch den Wald zu, hört das Schluchzen und Weinen des Kindes, hört es bis tief in die Seele, hört es den ganzen Weg hinunter ins Dorf, hört es hört es hört es ...

Der Schnee glimmt im letzten Abendlicht, bald wird es dunkel sein, aber der Schnee wird ihr den Weg ausleuchten, sein helles frisches Weiß wird sie abwärts führen, auch wenn sie blind ist, blind von Tränen, die ihr Kehle und Augen verschließen und sie irgendwann schreien lassen, brüllen vor Zorn, vor Wut, vor Trauer. Sie knickt ein, stürzt in den Schnee, bleibt liegen, will nicht mehr weiter, bleibt liegen, will zurück, zurück zu ihrem Kind, schreit nach ihm, sehnt sich nach ihm, da ist sie noch gar nicht fort, weiß schon, sie wird es in einer Ecke ihres Herzens verschließen müssen, weiß, sie wird weit gehen müssen, weitweitweit, ansonsten wird nicht zu überleben sein.

Ob es so gewesen ist?

Ich habe keine Ahnung, Ich weiß nur, dass sie es letztlich getan hat. Gehen. Mit dem Liebhaber. Von dem sie schwanger war. Ihren Sohn verlassen. Weil sein Vater es so wollte. Aus gekränktem Stolz. Aus verletzter Liebe. Weil er nach all den Verwundungen des Krieges nicht auch noch diese verwinden konnte.

Und wieder weiß ich nicht, ob es so war. Wieder ist es nur eine Vermutung.

1947

Geh, sagte Karl. Geh. Komm nicht wieder. Wir wollen dich hier nicht mehr.

Das Kind, sagte Karl, das Kind, das du trägst, ist nicht von mir, das wissen wir beide. Pack also deine Sachen und geh.

Sie erschrak zutiefst, Stich im Herzen. Nein, sagte sie, nein, das geht nicht. Das geht doch nicht. Es ist doch Oskar da.

Karl nickte. Oskar. Ja. Er schluckte. Er wird lernen, ohne dich zu sein.

Sie schrie. Das kannst du uns nicht antun! Uns allen nicht! Das geht nicht! Lass ihn mir! Lass mir meinen Sohn. Ich hab ihn durch den Krieg gebracht, ich hatte ihn immer bei mir! Nimm ihn mir jetzt nicht weg!

Karl wandte sich ab, rang gegen ein Schluchzen an, sie sollte es nicht merken. Du hast ihn dir selbst weggenommen.

Nein, sagte sie, nein, Karl. Sie kam näher, er spürte ihre Wärme, wollte weich werden in ihren Armen, ihr verzeihen. Sie umarmte ihn, schmiegte sich an seinen Rücken, er seufzte, alles stand an der Kippe, alles konnte sich noch zum Guten wenden.

Warum, fragte er, warum?

Sie schwieg. Dann: Du bist nicht da gewesen.

Aber jetzt, sagte er, jetzt bin ich doch da. Und trotzdem.

Sie weinte. Ich wollte es doch nicht, flüsterte sie. Aber es ging nicht anders. Ich hab ihn halt einfach ...

Augenblicklich rückte er ab von ihr. Ein Satz wie ein Messer. Wie hatte sie ihn sagen können! Ihre Arme fielen ins Leere. Sie wusste, sie würde Oskar verlieren.

In der Nacht schlich sie in seine Kammer. Oskar schlief, sein warmes Körperchen, als sie sich an ihn drückte, roch nach Seife und Kinderschweiß. Er drehte sich zu ihr, öffnete seine Augen, schaute sie an, legte sein Gesicht an ihren Hals und schlief wieder ein. Sie jedoch blieb die ganze Nacht wach, sog das Kind in sich ein, seine Haut, seinen Duft, sein Seufzen, das erste Licht auf seinen Wangen, als der Morgen kam, denn sie wusste, das war alles, was sie haben würde, mehr würde es nicht geben, nur diese Erinnerungen, die eingesogenen, die festgedachten, die nachgespürten. Sie ging.

Wir bekommen ein neues Kind, sagte Max und umfing sie mit seinen Armen. Sie nickte. Ja, dachte sie, ein neues Kind, legte die Hände auf ihren Bauch. Und was ist mit dem alten? Was ist mit Oskar?

Es war, als ob sie seinen Mund spürte, seinen feuchten warmen Mund an ihrem, so weich, und die Arme und dass der Körper so schwer wurde, wenn er eingeschlafen war und an ihr hing wie ein kleiner Mehlsack. Wir sind in Linz durch die Straßen geirrt, als die Bomben einschlugen, sagte sie leise, er hat mich gerettet, denn ohne ihn wäre ich stehengeblieben, sagte sie, ohne ihn wäre ich nicht weitergegangen, ohne ihn wäre sterben möglich gewesen, aber mit ihm ging das nicht. Ihn musste ich ins Leben tragen.
Ihn musste sie ins Leben tragen.

Immmer hat Anna Türen in ihren Träumen gesehen. Geschlossene. Offene. Solche, die gerade ins Schloss fallen. Und dahinter das Kind. Immer. Der Junge. Mit den Fragen im Gesicht. Die er nicht mehr stellen, die sich nicht mehr beantworten kann. Stumm. Beide. Tür, die ins Schloss fällt. Knall wie ein Schuss. Und Punkt. Ich hab dich lieb, sagt sie im Traum. Immer wieder. Ich habe dich lieb. Und streckt die Arme aus. Aber das Kind weicht zurück in seine Dunkelheit. In seinen Nebel. Löst sich auf. Verschwindet. Ich hab dich lieb, flüstert sie. Ich hab dich so lieb. Immer. Immerimmer. Aber das Kind ist fort. Sie erwacht, liegt in der Dunkelheit. Jede Nacht. Weint. Weint irgendwann nicht mehr.